



MAGDA
HOLLANDER-LAFON

Vier Stückchen Brot

EINE HYMNE AN DAS LEBEN

adeo

Das Konzert von Auschwitz

Achtundzwanzig Jahre habe ich gebraucht, bis ich wieder das Violinkonzert von Brahms hören konnte. Jeder Ton wühlt mich auf und entreißt meinem Gedächtnis das Bild eines heißen, schattenlosen Tages in Auschwitz.

Gegen zwei Uhr drängen sich Tausende von Gefangenen um eine hölzerne Bühne, die mitten auf der Hauptlagerstraße errichtet worden ist. Vorne hocken die Privilegierten. Die weiter hinten drängen und schieben sich vor. Der einzige Schattenplatz, unter der Bühne, wird hermetisch von den Bewachern mit ihren Hunden abgeriegelt. In langsamer Prozession, mit etwas angespanntem, aber würdigem Schritt, begeben sich die Musiker, alles hervorragende Künstler aus verschiedenen Ländern, an die ihnen zugewiesenen Plätze. Ihre Schädel sind geschoren, sie tragen blau-grau gestreifte Hosen und über ihrer Sträflingsuniform eine schwarze Jacke.

Eingezwängt in der Menge, versetzt mich der Beginn des ersten Satzes in einen Taumel von Freude. Auf dem Boden kauern, zitternd im Ergriffensein, entgleite ich in die Märchenwelt eines in zauberhafte Schönheit gehüllten Leidens. Mit sanften Schauern durchdringt mich die Musik wie der Atem des Lebens.

Der Beginn des zweiten Satzes wirkt noch rein und dicht; in uns lacht und weint es.

Die Zeit ist stehen geblieben. Doch da ist die Sonne.

Sie trachtet uns nach dem Leben.

In meinem Kopf, meinen Ohren dröhnt und gellt es, ich bin wie erstarrt. Bis zum heutigen Tag behalte ich vom dritten Satz die Erinnerung lähmender Giftstiche. Mein Bewusstsein ist da, doch wie zu Besuch. Mehr und mehr löst die Musik sich auf, und mit einem letzten jämmerlichen Ton fällt ein Instrument auf die Planken, dann noch eines, ein drittes. Geigen quietschen in einer Art Nebel. Die Sonne brennt auf uns hernieder mit unheimlicher Kraft. Das Orchester verwandelt sich in einen zerschlissenen Vorhang, wird schäbig, durchlöchert, zerfällt zu Staub.

Trotz meiner Benommenheit durchschaue ich das teuflische Spiel der SS. Die Hundemeute keucht heran. In weniger als einer Stunde ist die große Feierstunde zu Ende. Wer noch kann, kämpft sich hoch und torkelt in seine Baracke. Die anderen, tot oder sterbend, bleiben auf dem Boden zurück wie tote Blätter nach dem Sturm, von den Hunden beschnüffelt.

Der Sonne sollte bei diesem Anblick schaudern. An jenem Tag habe ich mir geschworen, am Leben bleiben zu wollen – um die Menschen, die zur Vergesslichkeit neigen, daran erinnern zu können, wachsam zu bleiben.

Leben

Die Flammeneruptionen des Krematoriums, die meine Kindheit verschlangen: Wie könnte ich sie vergessen?

Erst Verzweiflung. Dann bloß noch Leere. Eine unmenschliche Erschöpfung hatte mich fest im Griff. Ich hatte alles verloren, sogar meine Erinnerung. Ein Tag, eine Woche, eine Nacht, eine ganze Ewigkeit verwirbelten in meinem Gehirn zu einem einzigen Nebel. Ich war allein. Ich war nichts mehr. Woher kamen diese Tränen? Waren sie noch die meinen? Seltsames Gefühl der Entfremdung. Wirklichkeit, Traum, Verzweiflung: alles eins. Sich aufgeben, dem Todestaumel erliegen: Wie leicht wäre es gewesen!

Das teuflische Konzept der Ausweglosigkeit. Bedachtsam kultivierte Furcht, Ungewissheit, Lüge um uns herum, in uns – Endziel Tod oder Wahnsinn. Wie viele meiner Leidensgenossinnen halfen einander des Nachts, hinten in der Baracke, an dem Ort, wo wir unsere Notdurft verrichteten, Streifen aus ihren Kleidern zu reißen, um sich daran zu erhängen! Man raubte uns jegliche Identität: Andenken, Kleidungsstücke, Haare, sogar die Zähne, wenn sie Goldkronen trugen. Doch in den Herzen von einigen von uns lebte und strahlte die Entschlossenheit, füreinander da zu sein.

Ich höre noch die warme Stimme einer seit fünf Jahren hier gefangen gehaltenen Kameradin, die uns beschwor: *„Erhaltet euch eure Zuversicht. Bloß keine Verzweiflung. Freundinnen sein. Zusammenhalten. Nicht den Mut verlieren: Schwach sein heißt sterben. Wir müssen am Leben bleiben. Als Zeugen.“*

Meine freundliche Schwester: Ich kannte nicht ihren Namen. Doch ihre Worte schlugen Wurzeln in mir und halfen mir lange Zeit weiterzuleben, wann immer ich dachte, es ginge nicht mehr.

Zögernd, widerwillig schreite ich heute über die Brücke meiner Erinnerung, damit noch lange nicht die Frauen vergessen werden, denen man ihr Leben gestohlen hat und die uns bis zu ihrem Ende Lebensmut geben wollten.

Weihnachten 1944

Ich werde Weihnachten 1944 nicht vergessen. Zwei Tage Arbeitsruhe für die Weberinnen, die wir zu dieser Zeit sind. In einem ganzen Jahr Gefangenschaft das erste Mal ... Zwei freie Tage außerhalb jener verfluchten Fabrik, in der ich von morgens bis abends Garnspulen wechsle!

Ich war für diese Tätigkeit nicht begabt, und ich tat nichts, um sie zu erlernen. Ich heuchelte Arbeitseifer mit Unschuldsmiene, und meine Bewacher sahen ausnahmsweise mal weg. Ich wurde in drei Monaten nicht ein einziges Mal geschlagen – ein bemerkenswerter Rekord.

Am Weihnachtsabend erwartet uns eine große Überraschung. Die Fabrik macht uns ein Festmahl zum Geschenk: ein Würfelchen Margarine, zwei Scheiben Wurst und, um unsere Freude vollkommen zu machen, zwei Esslöffel Kristallzucker. Ein Holzlöffel voll funkelnder Sterne!

Wir genießen dieses Feiertagsmahl gemächlich, damit es lange dauert. Wie gut das tut. Unser Gaumen ist festlich gestimmt, und ein warmes Wohlgefühl breitet sich in uns aus. Es bedarf so wenig, um der Freude am Leben, dem Überlebenswillen auf die Sprünge zu helfen.

Wir werden poetisch, plaudern, was uns am besten schmeckt, rezitieren Gedichte. Der kurzzeitig gemilderte Schrecken der Gegenwart lädt uns ein, in unserem früheren Leben zu kramen. „Weißt du noch? Jene Freundin? Jener Ort? Der Stand mit den gerösteten Sonnenblumenkernen an der Ecke bei der Schule? Mein Lieblingsbuch?“ Für kurze Zeit sind wir wieder Menschen mit einer Geschichte, die weiter reicht als diese aus der Vergangenheit und einer ungewissen Zukunft herausgerissenen Minuten.

Ich bin wer in den Augen meiner Freundin; wir teilen Gedanken und Erinnerungen. Es ist nicht alles in uns tot: Es gibt diese Vergangenheit, wenn auch nur für kurze Zeit. Das sind kostbare Augenblicke, so flüchtig, so knapp. Wir greifen zu und schließen sie in unser Herz wie eine besondere Gabe.

Warten

Wir warten wie lange noch
im harten Winter
im heißen Sommer
in Ungewissheit, Bedrohung

Wir warten
in verbrauchten Sekunden
zerhackten Minuten
endlosen Stunden
auf Brot
graue Suppe
den Tag
die Nacht

Wir warten
mit Augen
die trotzen
flehen
ermatten
erlöschen

Wir warten schweigend
mit Händen, die nehmen wollen
sich ausstrecken
drücken
sinken

Wir warten auf das Ende
des Schuftens
mit Beinen
geschwollen